



**Goldene Fesseln.**

Roman von Erich Reichardt.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die kleine Jeanette wurde abwechselnd blaß und rot, als es zuerst recht einfüßig in der kleinen Kunde zugin. Sie hätte ja doch, als die Tochter des Hauses, die Pflicht gehabt, Sonnenchein und Behagen zu verbreiten. Und es wollte sich ihr so gar kein fröhlich aufmunterndes Wort von den leise zuckenden Lippen lösen.

Da fam ihr Gisela zu Hilfe. Sie gab sich einen Ruck und brachte auch bald ein unbefangenes anregendes Gespräch in Gang, das sie scheinbar müßelos auf der Höhe eines lebhaften Hin- und Herplauderns zu erhalten verstand. Bis sie dann in den sichernden Chamnergeistern Bundesgenossen fand, die soviel Jugend und Schönheit, wie sie um diesen Tisch vereinigt war, vollends aus unsichtbaren Fesseln erlösten und Wangen und Augen in hellem Licht erglänzen ließen.

\* \* \*

So wie an diesem Abend in der Villa Kollenhagen, fanden sich im Laufe der noch folgenden Wintermonate die Teilnehmer der kleinen Tischrunde noch gar manches Mal inmitten größerer Gesellschaften oder bei Schlittenfahrten und Eisfesten zu engerem Kreis zusammen, wohl auch in der Loge eines Theaters oder im Konzertsaal und es hatte den Anschein, als müsse das so sein, als sei ein inneres Band vorhanden, das diese vier schönen, jungen Menschen verknüpfe.

Und doch gab es vielmehr zwischen jedem der beiden Paare etwas wie ein geheimes Kämpfen und Ausweichen, das freilich dem oberflächlichen Auge der Welt verborgen blieb.

Bodo von Degenscheid war derjenige, der das häufige Zusammensein nicht selten als einen Zwang

empfand. Einmal stellte er die Schwester, die gerade die Anregung zu einer neuen gemeinsamen Partie gab, zur Rede. „Gisela, ich verstehe Dich nicht. Wo willst Du hinaus?“

„Gönnt Du mir den tiefen Schluch aus bekränztem Becher nicht?“ fragte sie mit tapferem Rächeln zurück. „Sei still, Du Bedant! Ich werde hinterher auch den Mut und die Kraft haben, wieder in die grauen Entfugungskleider zu schlüpfen.“

Er brüdete ihr stumm die Hand.

rankten. Allein das Wort Liebe erschien ihm, wie jedem wahrhaft vornehm Denkenden, entrückt in eine Höhenklarheit, zu der nur der weitausgespannte Flügelschlag der feiertäglich gestimmten Seele emporträgt.

Zu Jeanette Kollenhagen strebte sein Innerstes nicht hin mit solchem Flügelschlag. Und zu einem Bund fürs Leben, meinte er, gäbe es keinen andern Weg, als diesen stolzen Höhenflug. Gewiß, Jeanettes pikante Schönheit, die zu der stillen, ruhrenden Scheu

von der sie immer wieder in seiner Gegenwart befallen wurde, einen so seltsam anziehenden Gegensatz bildete, hatte manchmal, wenn er im Tanz mit ihr dahinslog oder dicht neben ihr im Wagen oder im Schlitten saß, sein Blut rascher durch die Adern getrieben.

Ungeahnt wäre nun diese flüchtige Wallung hinreichend gewesen, zu einem Entschluß zu kommen, sich zu sagen: das ist ein ganz ehrlicher Handel, Liebe für Liebe, und kein heuchlerischer Griff nach der blindenden Milston. Und sie hätten strupplos ihren Kahn hineingesteuert in den Strom vornehmen Wohllebens, der sich breitflutend aus der schönen Villa in der Viktoriastraße ergoß.

Bodo widerstand der Versuchung, obwohl auch in ihm eine geheime Sehnsucht lebte nach solch breitem Strom des

Gemusses. Oft genug hatte sie ihn mit brennender Unruhe erfüllt. Sein Traum, als Offizier sich in bevorzugten, glänzenden Verhältnissen ausleben zu dürfen, befreit von jeder kleinlichen materiellen Rücksichtnahme, war daraus hervorgegangen. Nicht selten auch hatte er denken müssen: wie schön das sein würde, wenn der Vater im Besitz des Rittergutes geblieben wäre und ihm bereinst das kleine Königreich der eigenen Scholle hätte überweisen können.

Eines Morgens fand er in der Bank auf seinem Pult die Mitteilung eines Lotteriekollektors, daß ihm



In tausend Hengsten. (Text siehe Seite 303.)

Gisela hielt die seine fest. „Und Du?“ Bodo rückte sich energisch in den Schultern. „Auch ich werde tun, was ich tun muß.“

Ja, was mußte er tun? Es gab Stunden, da glaubte er den geraden Weg nicht zu sehen, fühlte sich hin- und hergeworfen von seinen Empfindungen. Liebt er Jeanette Kollenhagen?

Das fröhliche Buch seiner Erinnerungen war nicht freigeblich von Seiten voll bunter Schrift, zwischen deren einzelnen Worten sich rasch erblühte und rasch wieder verwelkte Purpurblumen hindurch-

ein Gewinn von tausend Mark zugefallen sei. Blykartig durchsuchte ihn ein Gedanke. Er wollte sich für acht Tage ungefähr Urlaub ausbitten und eine kleine Reise machen. Ganz allein wollte er ausschweifen, in den Harz etwa, den er noch nicht kannte. Fern von allen Einflüssen, denen er in Berlin bewußt und unbewußt unterlag, wollte er sich in der Einsamkeit den Weg vorzeichnen, den er nach seiner Zukunft zu gehen habe.

Sofort erbat er sich den Urlaub, den er auch schon für den nächsten Tag erhielt. Dann kaufte er auf dem Nachhausewege für jeden seiner Lieben ein kleines Geschenk ein und berichtete daheim von seinem Glücksal und seinem Vorhaben.

Man lächelte verständnislos, trug eifrig herzu, was er mitzunehmen gedachte, und wünschte ihm einen angenehmen Aufenthalt in den Bergen.

Er reiste ab, ohne sich von jemand anders, als den Seinen zu verabschieden. Wie auf den Fittichen des Frühlingstunnes, mit dem der März einsetzte, war er auf einmal aus der großen Stadt verschwunden.

\* \* \*

Behaglich lehnte Bodo sich in seiner Wagenecle zurück, als der Zug aus der Halle ratterte und sauchte.

Er hatte einen neuen Reiseplan. Der Harz war aufgegeben. Er ging wo andershin. In die Heimat, ja, in die Heimat!

Fünf Jahre etwa war er alt gewesen, als seine Eltern, vom Unglück verfolgt, das angefallene Rittergut hatten verlassen müssen, um sich in der Stadt eine neue Existenz zu gründen. Seitdem hatte er die Heimat nicht wiedergesehen. Es war auch in der Familie nur selten die Rede davon gewesen, aus begreiflichen Gründen. Nur die Wenigsten häßeln gern schmerzliche Erinnerungen an verjunkenes Glück.

In dem Knaben und Jüngling war zwar oft ganz plötzlich eine heisse Sehnsucht aufgestanden nach den Stätten seiner frühesten Kindheit, zu denen ihn in stiller Nacht gar manchmal verworren gaukelnde und doch zugleich köstlich heimliche Träume entführt. Allein er hatte es niemals über sich genommen, von dieser Sehnsucht zu sprechen, ihr wohl gar eine mögliche Erfüllung vorzuspiegeln. Er fürchtete, auf den geliebten Gesichtern der Seinen schmerzliche Schatten aufzutauchen zu sehen.

Die Eltern selbst hatten nie den Wunsch geäußert, die Heimat wiederzusehen. In der Nähe von Eisenach, also so recht im grünen Herzen Deutschlands, lag das Gut. Deshalb war es auch gekommen, daß die Familie, wenn sie einmal zur Sommerzeit eine kleine Reise unternommen, niemals nach dem nahen Thüringen gegangen war.

Bodo konnte Thüringen nicht. Thüringen, seine Heimat! Die ersten Kinderjahre zählten ja nicht mit, er hatte da nur aus unbewußten Augen die heimliche Schönheit erschaut. Nun wollte er das Verläumtete nachholen.

Am nächsten Knotenpunkt stieg er aus, wartete in leidlicher Haltung die zwei Stunden, die ihm infolge des ungestörten Reiseplans als Prüfung auferlegt wurden, und fuhr dann in neuer Richtung weiter, nicht mehr nach dem Harz, sondern nach Thüringen, gen Eisenach zu. Von dort aus zweigte eine kleine Seitenbahn ab, die er zu benutzen hatte, um nach Gellenborn zu gelangen.

Gellenborn, so hieß der kleine Marktflecken, in dessen unmittelbarer Nähe das Rittergut Zeborn liegen mußte, soviel er sich aus gelegentlichen Andeutungen der Eltern und namentlich aus geheimnisvollen Erzählungen der alten, treuen Dienstmagd Ernestine erinnerte.

Die ersten leisen Dämmerungsstreifen fanden sich in der Luft zu breitem Vorhang zusammen, als Bodo von Degenstaid in Eisenach den Zug verließ.

Er sagte sich, es sei am vernünftigsten, heute nicht mehr an ein Weiterfahren nach Gellenborn zu denken. Er wäre erst in hereingebrochener Dunkelheit dort angekommen. In den Mantel der Nacht eingehüllt, hätte ihm das Schloß seiner Väter ja doch nichts mehr zu sagen gehabt. Und es war schon besser, er übernachtete in Eisenach, als daß er

sich mit einem zweifelhaften Unterkommen in dem kleinen Marktflecken zufriedien gab.

Schließlich benutzte er die leidlich helle Stunde, die noch vor ihm lag, dazu, den Weg zur Wartburg hinaanzuklimmen und von der stolzen Höhe aus den Blick über das in Schlaf versunkene weite Thüringensland schweifen zu lassen.

Am anderen Morgen verschloß Bodo in glücklicher Sorglosigkeit den ersten Zug. Es ging gegen Mittag hin, als er in Gellenborn anlangte.

Der Marktflecken lag behäbig und still da, wie hundert andere seinesgleichen. Zu sehen war nichts Hervorstechendes an und in den Straßen.

Er war mit seinen Gedanken und Empfindungen auch schon außerhalb des Ortes. Die Richtung, die er einzuschlagen hatte, war bereits von ihm erfragt. Eine Viertelstunde auf bequemen Waldweg und das Rittergut Zeborn lag vor ihm, unmittelbar hinter dem Walde, etwas abseits von dem Dorf, das den gleichen Namen führte.

In dem Dorfe Zeborn hatte jene Schwester seines Vaters gelebt, die durch eine reiche Heirat den bankrotten Bruder und seinen altbälgigen Namen hätte retten können, die es aber vorgezogen hatte, die Frau eines einfachen Landmannes zu werden. Vor wenigen Jahren war sie gestorben. In der Familie war von ihr nie die Rede gewesen, und so dachte Bodo jetzt auch nur ganz flüchtig ihrer. Das bevorstehende Wiedersehen mit der Heimat füllte ihn ganz und gar aus.

Er schritt rüstig vorwärts. Ein bedeckter Himmel spannte sich über dem Walde aus. In der Luft und in den Zweigen der Bäume begann es sich unruhig zu regen, ein Frühlingsturm wollte wohl losbrechen.

Bodo war es recht so. Mochte er nur kommen. So war doch etwas um ihn, das etwas größer war, als die felsam erwartungsvolle Spannung, in die er sich auf einmal wieder hineingetrieben fühlte, mit jedem Schritt mehr, den er vorwärts tat in den Wald, der früher vielleicht einmal seinem Geschlecht angehört.

Was erwartete er? Und noch dazu mit solch' einem anwachsendem Glücksempfinden? Ach, er würde in wenigen Minuten vor der altherwürdigen Besitzung seiner Väter stehen, deren Türen und Tore aber für ihn geschlossen blieben.

Zitternde Trauer war sein Teil bei diesem Anblick, wo jedoch sollte der Schein eines Glückes für ihn auflühen?

Und nun lichtete sich der Wald, noch zwanzig, dreißig rasche Schritte und die groß und heiß vor-ausirenden Augen waren am Ziel.

Bodo stand jetzt vor der breiten Gittertür in der grauen Mauer, und nun sah er eine Allee hinauf, an deren Ende sich ein Herrenhaus erhob, behaglich, geräumig, mit einer Freitreppe und vielen Fenstern, gleich dem Dach darüber etwas altmodisch, aber so lieb und traut, als wohne leichtfüßigster Friede hinter den alten Mauern und ein ungetrübtes, gefestigtes Glück. Nur nicht sein Glück! Anderen, fremden Leuten, sang es seine heimlich köstliche Weisheit!

Wohl war das eine Empfindung wie bitter freifendes Gift.

Und das Gift zerriff seine Aern umsomehr, als er in dieser Stunde mit überwältigender Macht inne wurde, wie unendlich fern er doch innerlich dem Beruf eines Zahlenmenschen stand, dem er nun seit Jahren angehörte.

Er legte die Hand auf den Drücker des Gittertores, es gab nach, Bodo trat ein.

Im Park trat Bodo ein Mann entgegen, der Gärtner, aber auch eine Art Hausverwalter sein konnte. Der Alte rief an seinem runden Hut, naß prüfend die Erscheinung des Fremden und fragte dann: „Kommt der Herr, das zum Verkauf ausgeschriebene Gut zu besichtigen? Ich bin gern bereit, Sie heranzuführen, und ich denke, daß die nähere Bekanntschaft Ihnen keine Enttäuschung bereiten wird. Es ist alles im besten Stand, sowohl im Herrenhaus, als auch in den Wirtschaftsgebäuden und draußen in Feld, Wald und Wiese.“

Bodo wurde durch die Worte des Alten in die heftigste Erregung hineingerissen, die er aber nach

Kräften zu verbergen strebte. Der Besitz seiner Väter stand zum Verkauf.

Und da tauchte in blitzartiger Schnelligkeit vor dem geistigen Auge des jungen Barons ein Bild auf, eine zierliche Mädchengestalt, Jeanette, die ihn so sehr liebte. Jeanette, mit den goldgefüllten Händen! Und es war, als schmiege sie sich an seine Seite und flüsterte ihm verführerisch zu: Komm, laß uns mit dem Alten gehen, alles betrachten und kaufen!

Und das lockende Bild gab ihn nicht frei, während er in der Tat mit dem Alten davonschritt, um den Besitz einer Besichtigung zu unterwerfen. Er hatte dem höflichen Mann irgend einen beliebigen Namen genannt. Seinen wahren Namen mußte er natürlich verschweigen.

Und er schritt durch die weiten und doch so traulichen Gemächer des Herrenhauses, dessen Besitzer seit einiger Zeit ein kranker Mann war, der in Eiden leben mußte und darum das Gut verkaufen wollte.

Aus dem Herrenhaus ging's hinüber in die Wirtschaftsgelände, durch reinliche Stallungen mit prächtigem Viehstand, durch Milchgewölbe und Scheuern. Und dann sah Bodo plötzlich neben dem Alten auf einem Korbwägelchen, und man umfuhr den Besitz von Feld, Wiese und Wald.

Der junge Gehmann, der im Grunde genommen dies alles nur mit dem Herzen umfaßte, von den Wirklichkeitsunrissen aber wenig genug verstand, mußte sehr auf der Hut sein, um sich keine Blöße zu geben. Instinktiv fast traf er mit seinen Worten und Fragen das Richtige.

Als er sich in später Nachmittagsstunde von seinem höflichen Führer empfahl, erwachte er wie aus einem tiefen Traum. Nun erst fühlte er auch recht das Beiliche der Komödie, die er gespielt. Aber er hatte nicht anders gekonnt, es hatte sein müssen. Und auch die letzte Vorspiegelung durfte nicht ausbleiben, daß er schreiben werde und seinen Entschluß mitteilen.

Dann ging er. Den Wagen, der ihn bis zum Marktflecken angeboten wurde, lehnte er ab. Es sei ja nur eine Viertelstunde Wegs, und er zähle zu den passionierten Fußgängern.

Der Frühlingsturm, der tagsüber nur in einzelnen spielerischen Stößen losgejauchet hatte, um immer rasch wieder zu erwidern, setzte jetzt zu Beginn der Dämmerung kräftiger und anhaltender ein. Er hatte sich wohl den Abend und die Nacht zu seinem eigentlichen Kraftsturz vorbehalten.

Bodo blieb schon nach wenigen Schritten im Wald stehen und lehnte sich unter heftigem Erzittern des ganzen Körpers gegen einen Baum. In ihm war's wie mit dem Sturm. Die Erregung seines Innern hatte bisher noch immer wieder vor dem rechten Ausbruch den Atem verloren. Die Selbstbeherrschung war stärker gewesen, er hatte alle Willenskraft aufgeboren vor den Augen anderer ruhig zu erscheinen.

Nun er sich jedoch allein sah, brach der Aufbruch in seiner Brust gewaltig los und verlangte sein Recht.

Er hatte die Heimat, die er vordem nur aus unwissenden Kinderaugen erschaut, heute in ihrer wohnigen Schönheit erkannt. Aber ach, sein Kommen und Gehen auf dem geliebten Boden war ein häßliches und trauriges gewesen. Als Lügner hatte er sich darauf eingeschlichen und als Hoffnungsloser die Grenzen wieder verlassen müssen.

Als Hoffnungsloser? Er schloß unwillkürlich die Augen. . . und da war das Bild der schönen, zierlichen Versucherin von neuem. Ihre dunklen, lieblichen Augen suchten ihn, die zärtlichen, weißen Arme streckte sie nach ihm aus, und aus ihren geöffneten Händen rieselte der Goldregen nieder.

Bodo fuhr auf. Die Zähne biß er zusammen und stürzte weiter vorwärts auf seinem Weg, als könne er so dem verführerischen Bild entfliehen. Mit einem Ruck warf er den Kopf in den Nacken zurück. Nur ruhiger wollte er erst werden, herauskommen aus der gefährlichen Stimmung, in deren Wirbel ihn das Wiedersehen mit der Heimat hineingezogen!



Ganz langsam wollte er seines Weges gehen, wägen und messen und sein Innerstes nochmals prüfen und ebe der letzte Baum des Waldes hinter ihm liegen würde, sollte alles klar in seiner Seele sein. — (Fortsetzung folgt.)

### Bei fremden Leuten.

Roman von Arthur Zapp.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sein spöttischer Ton ließ sie erlassen, und die Nennung des Namens ihrer Feindin Carita, die sie haßte wie sonst niemand auf Erden, machte ihre Entrüstung im Nu zu heller Flamme an. Carita hatte sie wieder einmal verleumdet, hatte sie als intrigante, listig berechnende Heiratspökelantin dargestellt, die in der Richterschen Familie nichts eiligeres zu tun hatte, als nach dem Sohn des Hauses ihre Nege auszuwerfen. Scham und Zorn raubten ihr jede Selbstbeherrschung, und ihre Bitterkeit quoll in den Worten über: „Ihre Fräulein Cousine hat Sie falsch beurteilt. Carita hat mich wieder einmal nach sich beurteilt, nach ihrem eigenen, fetten, räufelvollen Sinn.“

Es war ihr in ihrer Aufregung herausgefahren, und nun biß sie sich, ärgerlich über sich selbst, auf die Lippen. Sie schämte sich vor sich selbst und vor ihm, und nur von dem einen Bestreben geleitet, die so sehr peinliche Empfindungen in ihr aufschwelgende Begegnung abzukürzen, erhob sie sich und rief nach dem Spielplatz hinüber: „Martha — Grethe!“

Zwei kleine Mädchen drehten sich nach ihr um.

„Was denn, Fräulein?“

„Kommt! Es ist Zeit nach Hause zu gehen.“

Während sich die beiden Kleinen langsam und mühselig von ihren Spielgefährten verabschiedeten, standen sich Felicia und Dr. Willfried stumm gegenüber. In den Zügen des jungen Mannes spiegelte sich grenzenloses Staunen, wortlose Verblüffung. Doch als Felicia jetzt, sich verabschiedend, kühl ihr Haupt neigte, fand er die Sprache wieder.

„Sie haben wieder eine Stellung angenommen, Fräulein?“

„Ja.“

„Und Sie sind nicht mehr im Richterschen Hause?“

„Nein.“

In seiner Ueberraschung unwillkürlich seinen inneren Empfindungen Ausdruck gebend, fuhr er mit einer seltsamen Hast und Lebhaftigkeit fort: „Aber dann — dann habe ich Ihnen ja Unrecht getan. Verzeihen Sie mir! Also alles, alles erlunden von Carita?“

„Nicht alles,“ gab sie leise zurück in einer Regung, die zur Hälfte ihrem Gerechtigkeitsgefühl, zur Hälfte einer Aufwallung stolzer Genugtuung entsprang.

„Nicht alles? Das heißt, der junge Richter hat sich zwar um Sie beworben, aber Sie — Sie lehnten ab? Sagen Sie mir, Fräulein Felicia, war es deshalb, daß Sie aus der Familie Ihrer Freundin schieben?“

Er richtete die Frage mit einer Dringlichkeit an sie, die ihr das Blut heiß in die Wangen trieb. Sie hätte kein lautes Wort über die Lippen bringen können. Nur ganz leise, kaum merklich nickte sie. Dann wandte sie sich haltig herum, nahm die ihr entgegenkommenden Kinder an der Hand und entfernte sich in fluchtähnlicher Eile.

Dr. Willfried stand da, den Hut in der Hand und blickte ihr nach mit einem Gefühl der Hochachtung und Bewunderung und mit einem unbewußten, frohen Aufatmen.

\* \* \*

In Felicias Brust hatte die Wiederbegegnung mit Dr. Willfried einen Sturm entfesselt, dessen sie auch auf dem langen Nachhausewege nicht Herr werden konnte.

Als sie sich aus der Richterschen Familie zurückzog, um noch einmal eine Stellung als Erzieherin anzutreten, glaubte sie nunmehr alle Beziehungen zu den Kreisen abgelöst und gebrochen zu haben, in denen sie seit Erlangung ihrer Selbständigkeit gelebt hatte. Ganz Ähnliches hatte sie gedacht, als sie

damals, mit Schimpf und Schande bedeckt, den Weg zu jenen guten Menschen gefunden. Und wie anders war es gekommen! Auch in dieses stille Asyl war die Erinnerung an Vergangenes und am liebsten Vergessenes gewaltsam eingebrungen, zuerst mit Käthes schwärmerischen Baderbriefen über ihre Begegnung mit Bobo von Dromberg, dann mit dem ganz unerwarteten Doppelbesuch Caritas und der Frau Professor, der ihr Versöhnung bringen sollte und nur eine noch größere Verbitterung in ihrem schmerzlich zuckenden Herzen zurückließ, und zuletzt mit dem Eintritt Bobo von Drombergs in das Richtersche Haus selbst. Ja, dieselben Menschen, welche sie aus dem vornehmen Heim im Tiergarten vertrieben hatten, sie waren auch hier die mittelbare Ursache ihrer Verdrängung, ihrer Entfremdung mit Käthe Richter, der einzigen wahren Freundin, die sie je besessen und der sie von Herzen zugetan war.

Auch das war gewesen, auch das war niederkämpft und überwunden! Mit blutendem Herzen hatte sie auch von dieser letzten, ihr lieben Erinnerung Abschied genommen, um fortan ganz ihren Pflichten zu leben. Ja, sie hatte in mutvoller Entschlossenheit fertig gebracht, ihren ganzen, reichen Schatz von Liebe und Menschengüte den ihrer Pflege anvertrauten Kindern zuzuwenden. Mit ihnen verband sie die Erinnerung an ihre eigene erste Kindheit, in welcher sie so namenlos glücklich gewesen, in der alles Liebe und Sonnenschein war, damals, als ihre liebe, gute Mutter noch lebte, und sie mit zärtlicher Sorgfalt umgab, sie hegte und pflegte wie eine zart knospende Blume. Die Stürme des Lebens waren früh schon über sie dahingebraust, sie hatten die Blume geknickt und zum Wellen gebracht, aber doch hatte noch ein beschiedenes, stilles Glücksgefühl, ohne daß sie es wußte, in ihrer vermaisten Brust geruht, und das hatte der Verkehr mit diesen lieben, kleinen Mädchen, denen sie jetzt Erzieherin und mütterliche Freundin war, geweckt und zu kaum geahnter Entfaltung gebracht. Auch Grethechen und Martha Walthers hatten keine Mutter mehr, und ihr Vater, ein Großkaufmann, ging ganz in seinen weit verzweigten Geschäften auf; es genügte ihm, die Kinder in guter Obhut zu wissen, sonst kümmerte er sich wenig um die armen, kleinen Dinger, in deren verwaisten Herzen doch auch ein starkes Sehnen nach Liebe und Teilnahme ruhte. Wie ein Wink des Himmels war es Felicia erschienen, daß sie gerade in diese Stellung kam, und voll Inbrunst, mit Tränen in den Augen, hatte sie in der ersten Nacht unter dem fremden Dache zu Gott gebetet, um Kraft und Mut zu treuer Pflichtenfüllung, um Vergessen alles dessen, was hinter ihr lag. Trost und Stärkung, wie sie verborgen, als köstliche Perle in jedem echten Gebete ruhen, hatten Engelschanden auch zu dieser jugendlichen Lebensmühen herabgetragen, und fast hatte es geschienen, als wenn auch die Blume des Vergessens von denselben wohlthätigen Händen an ihren Lebens- und Leidensweg gepflanzt worden wäre.

Und nun, nach Wochen eines gleichmäßigen, fast ruhigen Dahinlebens, nach Abklärung der inneren Stürme zu stillem Gedanken des Vergangenen, wie eines traumhaft Durchlebten, halb Vergessenen wieder dieser gewaltsame Eindruck in ihrem mühsam erkämpften Seelenfrieden, noch einmal dieses Herandrängen von außer ihr stehenden Menschen und Verhältnissen an sie, von denen sie sich für immer entfernt und entfremdet zu haben glaubte!

Sollte sie denn nimmer Ruhe finden?! War denn alles Kämpfen und Mühen wieder vergebens gewesen? Was war es, das sie so fest, wie mit Ketten an eine ihr peinliche Vergangenheit schloß?

Und daß er selbst es war, der Mann, den sie — geliebt — Ja, in der Stille der Einsamkeit, in der Trostlosigkeit der Verbüdung hatte sie heiß erglühend sich das gestanden! —, daß er, gerade er mit rauher Hand die noch leise blutenden Wunden wieder aufriß, das traf sie am Schwersten, das verletzte ihr stolzes Selbstgefühl am tiefsten. Nun glaubte sie auch in diesem herrlichen Charakter sich getäuscht zu haben, nun lag auch dieses Mannesideal jerschmettert zu ihren Füßen.

Warum ließ er sie nicht ihrer Wege gehen? Warum begnügte er sich nicht damit, aus der Ferne

— wenn der Zufall es so fügte — noch einen teilnehmenden Blick in ihr armes, freudloses Mädchenbain zu tun? Warum suchte er sie auf, um ihr auf's neue in's Ohr zu flüstern, was Carita von Dromberg, die Unwürdige, Verhasste, von ihr sagte, das ihm dann selbst Veranlassung geworden, sie mit seinem Spott zu verletzen? Hatte er denn gar kein Gefühl dafür, daß der Spott aus seinem Munde sie tiefer traf und mehr schmerzte als alles Böse, das ihr Menschen je im Leben zugefügt hatten? War es ehrlich, war es männlich, sich ihr in solcher Absicht wieder zu nähern, sich ihre völlige Hilflosigkeit zu nütze zu machen und ihr Gedanken und Pläne unterzuschieben, die sie mit der räufelvollen Carita von Dromberg auf ein und dasselbe moralische Niveau stellten? War der Blick dieses mühseligen Afrikaforschers für menschliche Dinge, für die einfachsten Vorgänge des gesellschaftlichen Lebens so getrübt, daß er nicht den weiten Abstand zwischen ihr und einer Carita von Dromberg zu erkennen vermochte?

Alles das dachte Felicia in der ersten Wallung ehrlicher Entrüstung. Dann aber, als der Sturm über diese Wiederbegegnung sich zu legen und zu glätten begann, als die Uebellegung und nach ihr, heiß und brennend, die Liebe hinzukam, die nicht erloschen war, sondern in ihrem Herzen nur geschlummert hatte, da suchte sie selbst nach Gründen, um alles, was ihr böse und ungerecht an ihm erschien, vor sich selbst zu entschuldigen. So eben ist die Liebe, auch wo sie verdammen möchte, findet sie noch Worte des Verzeihens, und was sie wie mit Rosenfingern berührt, verwandelt sich selbst aus gemeiner Schlacke in reines Edelmetall.

Noch einmal in der Einsamkeit ihres Zimmers, und die Stille der Nacht um sie her, suchte Felicia den Schleier von allen den Vorgängen zu streifen, welche sich seit ihrem Fortgang in diesem Hause des Professors zugetragen hatten, um eine Erklärung für die heutige Begegnung zu finden. Sie suchte aus dem Vergangenen, Selbstgelebten das weitere Zusammenleben der sie interessierenden Personen zu gestalten, was man allerseits von ihr gedacht, gesagt und da kam sie mit der eigentümlichen Distanzergabe eines liebenden Mädchenherzens der Wahrheit ziemlich nahe. Immer weiter spann sie sich in diese erdichteten Lebensschicksale ein, immer kühner wurde der Flug ihrer Gedanken, und zuletzt durchlebte sie ein nie gekanntes Wohlgefühl, ein stilles, seliges Ahnen, daß der Mann, der sich für ihre Ehre geschlagen, der den stolzen Sinn der Professorin gebeugt und sie gezwungen hatte, zu ihr zu gehen und die Verstoßene, Verachtete um Verzeihung zu bitten, der von dem ersten Augenblick an über ihr Wohlergehen gewacht und mit sorgender Hand alles von ihr abgewehrt hatte, was sie noch weiter demütigen und verletzen konnte, daß dieser Mann sie liebte, nicht flatterhaft, wie der Schmetterling von Blume zu Blume taumelnd, sondern ernst und wahr und tief. Und das nur hatte ihn diese Wiederannäherung suchen lassen, ja, war es nicht eine Regung der Eifersucht, welche ihm so bittere Worte in den Mund gelegt hatte, und war es nicht Beschämung darüber, die ihn bei ihrem raschen Fortgang verstimmen machte?

Und dieses letzte, seltsame Empfinden unrauschte sie süß und betäubend, wie Oefengelang, als dann leise der Engel des Schlafes über sie hinschwebte und auch ihre müde Seele in Schlummer wiegte. Träume von Myrthen und Rosen umgürtelten sie, sie sah sich glückselig als Braut am Altar und neben sich den stolzen, schönen Mann, dem ihr Herz, auch unbewußt, immer zu eigen gewesen . . . . .

Mit dem ersten Erwachen brannte wieder die alte Unruhe in Felicias Herzen. Fast ungestüm drängte es sie, wieder jenen Teil des weiten Tiergartens aufzusuchen, wo gestern Dr. Willfried an sie herangetreten war, um womöglich eine neue Begegnung herbeizuführen, aber das ließ nun doch ihr Mädchenholz nicht zu. Sie wollte ihm nicht nachgehen, wie es Carita von Dromberg getan. Wenn es ihn wirklich nach ihr verlangte, wenn er eine Fortsetzung des gestern so jäh unterbrochenen Gesprächs wünschte, dann fand er sicher den Weg zu

ihr und auch eine Gelegenheit, um sie ungeföhrt sprechen zu können.

Arme Felicia!

Sie fand sich noch einmal in ihren geheimen Wünschen und Erwartungen bitter getäuscht. Zener ersten, zufälligen Begegnung folgte keine zweite mehr. Dr. Willfried nahm sich offenbar garnicht die Mühe, noch weiter nach ihr zu forschen. Es genügte ihm, sie wieder in einer Stellung und in geordneten Verhältnissen zu wissen. So war doch wohl alle ihr bewiesene Teilnahme nichts weiter gewesen als Mitgefühl, wie es jedem gütigen Menschen für diejenigen innewohnt, welche leiden und unterdrückt werden. Der sie flüchtig befehlende Liebesrausch war im Traumland zurückgeblieben, und nun pochte die kalte, nüchterne Wirklichkeit mit hartem Finger an ihre Tür, nun hieß es, sich weiter üben im Entsagen und auch dieses letzte, kurze Wiedersehen zu vergessen.

Und eines Tages, da las sie in der Zeitung, der berühmte Afrikaforscher gedachte nach Vollendung seiner Arbeiten nach dem dunklen Kontinent zurückzukehren, um in den neu erworbenen Kolonien eine Vermaltungsstelle anzutreten, in welcher ihm dann reichlich Gelegenheit werden würde, seinen unermüdblichen Forschertrieb noch weiter zu betriebligen und neue Lorbeeren zu ernten.

Unter dieser Ankündigung brach Felicia fast zusammen.

Wie hatte es auch anders sein können! Der berühmte Mann war nur vorübergehend in die kleinen, engen Verhältnisse der Heimat zurückgekehrt, um zu arbeiten und noch einmal dem geliebten, älteren Bruder vor dem endlichen, dauernden Abschied die Hand drücken zu können. Nun kehrte er in die große Welt, der er angehörte, zurück, und vergessen war alles, was sich in diesem engen, kleinen Kreise um ihn her zutragen hatte, vergessen auch sie, das arme, unbedeutende Mädchen, dem er einmal vorübergehend Beschützer und wohlmeinender Berater gewesen. Ja, seine Ziele lagen weiter und höher hinaus, als sie es selbst ahnen mochte.

Verrauscht, vernutzt war der ganze, schöne Traum, und sie wieder in Abhängigkeit und Armut, verlassen, vergessen und — allein.

Arme Felicia!

\* \* \*

Räthe Richter konnte, seit Felicia das Haus verlassen, nicht mehr zu einer ruhigen, frohen Stimmung kommen. Es fiel ihr doch schwer auf die Seele, daß sie sich mit der Freundin nicht mehr ausgesöhnt, sondern bis zum letzten Augenblick eine trostlose Zurückhaltung beobachtet hatte. Dazu kam, daß das, was Felicia über Fritz Kuhke geäußert hatte, sie nachdenklich und grüblerisch machte. Daß er sich ihretwegen in geheimem Kummer verzehrte, erregte doch auch ihr lebhaftes Mitgefühl. Der arme Fritz Kuhke! Und so kam sie garnicht mehr oft dazu, des Glückes, die Liebe eines Offiziers erringen zu haben, froh zu werden.

Herr Richter und seine Frau hatten sich zwar entschlossen, sich erst eingehend über den Leutnant von Dromberg zu erkundigen, bevor sie sich der erwarteten Werbung um Räthes Hand willfährig zeigten. Aber der Ausführung dieses Entschlusses stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Bei wem sollten sie sich erkundigen?

In ihrer Ratlosigkeit wandten sie sich an eines der gewerbsmäßigen Auskunftsbüros, aber was sie da in Erfahrung brachten, konnte ihnen nicht viel nützen. Herr Richter wäre indes wohl bereit gewesen, sich über alle Bedenken hinwegzusetzen und auch ohne es schwarz auf weiß zu besitzen, Herrn von Dromberg für einen untadelhaften Ehrenmann zu halten, dem man volles Vertrauen schenken durfte. Denn seine Bewunderung des eleganten, flotten Offiziers wuchs bei jedem Besuch, den derselbe der Familie Richter abstattete. Aber anders dachte Frau Richter. Ihrem scharfen Blick, ihrer nüchternen Beobachtung entging es mit der Zeit nicht, daß etwas Affektirtes, Gezwungenes in dem Wesen des Leutnants lag und daß seine allzu reichlich fließenden Komplimente, auch wenn sie Räthe galten, rein äußerliche Höflichkeit waren und nicht aus dem Inneren heranstamen.

Eines Mittags trat nun das längst Vorausgegebene, das halb freudig, halb bang Erwartete ein: Leutnant von Dromberg erschien in militärischer Gala, in Helm und Epulettes und hielt in aller Form bei Herrn und Frau Richter um Räthes Hand an.

Herr Richter strahlte vor Stolz und Glück, und schon schied er sich an, mit derjenigen feierlichen Würde, die ihm der Augenblick zu erheischen schien, seine zustimmende Antwort zu erteilen, als ihm seine Gattin zuvorkam.

Der Ernst der Situation hatte ihre ganze Geistesgegenwart und alle ihr zu Gebote stehende Verstandeskraft wachgerüttelt.

„Sie lieben also unser Kind, Herr Leutnant?“ sagte sie und sah den Offizier mit einem Blick an, der auf dem Grund seiner Seele forschen zu wollen schien.

Herr von Dromberg verbeugte sich geschmeidig. „Selbstverständlich, gnädigste Frau! Würde ich sonst — — Wer könnte dem Liebreiz Ihrer Fräulein Tochter wiederstehen!“

„Und es ist nicht die erwartete Mitgift, die Sie veranlaßt, unserem Kinde vor anderen Damen Ihrer Bekanntschaft den Vorzug zu geben?“

Der Leutnant machte eine proteftierende Bewegung. „Aber ich bitte sehr, Gnädigste,“ erklärte er mit sichtlicher Entrüstung. „Ich bitte, nicht an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle zu zweifeln.“

„Ihre Erklärung freut mich, Herr Leutnant,“ sagte sie laut. „Und da ich überzeugt bin, daß Räthe Ihre Neigung erwidert, so wäre die Angelegenheit damit eigentlich erledigt, und wir könnten Räthe hereinrufen und die Verlobung feiern. Aber es ist nun einmal im Leben so, daß die Gelbfrage auch bei einer Heirat eine wichtige Rolle spielt.“

Der Leutnant verbeugte sich zustimmend. „So denke ich, wir sprechen über diesen Punkt zuerst mal ein offenes Wort mit einander.“

Der Leutnant verneigte sich wieder in seinem Sessel. „Wie Gnädigste befehlen.“

Im Stillen sah er dem Kommenden mit einer angenehmen Spannung entgegen. Hoffentlich würden die Alten einen tiefen Griff in ihren Säckel tun.

„Wir gehen in unserem Stadtviertel als reich,“ fuhr Frau Richter fort. „Das ist auch Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt geblieben, Herr Leutnant?“

Der Leutnant, der sehr weit entfernt war, die geheimen Gedanken seiner präsumptiven Schwiegermutter zu ahnen, nickte lächelnd. „Gewiß,“ bekräftigte er höflich, mit der stillen Absicht, etwas Schmeichelhaftes zu sagen, „das ist ja bekannt in der ganzen Gegend. Den Herrn Baumeister nennt man allgemein — mit Erlaubnis — den reichen Richter. Und man braucht nur einen Blick um sich zu werfen —“

„Das stammt alles noch aus unsrer guten Zeit,“ nahm Frau Richter wieder das Wort und ließ einen leisen Seufzer hören. „Früher, na ja, da konnten wir uns ja wohl als reich ansehen, aber heute —“

„Erlaube mal,“ unterbrach Herr Richter. „Aber laß mich doch!“ fuhr sie ihm über den Mund und zwinkerte ihm gebieterisch mit den Augen zu. „Ich halte es für unsre Pflicht, dem Herrn Leutnant reinen Wein einzuschenken. Da ja der Herr Leutnant unsere Tochter liebt und sie nicht der Mitgift wegen begehrt, so wird er an dem, was ich ihm zu eröffnen habe, keinen Anstoß nehmen.“

Der Leutnant erblaßte und rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her. Frau Richters letzte, unheilverkündende Worte jagten ihm keinen geringen Schrecken ein.

„Wir haben nämlich,“ fuhr Frau Richter fort, „in den letzten Jahren Verluste gehabt. Unglückliche Terrainpekulationen, in die sich mein Mann leider eingelassen —“

Herr Richter machte eine unwillkürliche Bewegung. Er war einfach baff. Augen und Mund weit aufreißend, sah er da und starrte seine Frau verumndert und erschreckt an, als befürchte er, sie habe plötzlich den Verstand verloren. Der Leutnant knickte ordentlich zusammen und fuhr sich mit der Hand nach dem Hals, als würde ihm auf einmal der hohe Unlegetragen zu eng.

„Haben uns enorme Verluste gebracht,“ vollendete Frau Richter ihren Satz. „Mein Gott, wir sind ja

Gottlob, noch immer in der Lage, unsrer Tochter eine kleine Mitgift mitgeben zu können, ohne deshalb Not leiden zu brauchen. Wie hoch beläuft sich doch die Heirats-Kautio, die sie als Premier-Leutnant zu stellen haben?“

„Hier — Bierzigtausend Mark präter propter,“ stammelte der Leutnant.

„Bierzigtausend? Gut. Ich denke, die werden wir aufbringen können. Meinst Du nicht, Vater?“

Herr Richter nickte. Es dämmerte ihm plötzlich. Mutter wollte dem Leutnant auf den Zahn fühlen. Ja, ja, er hatte eine geschickte, kluge Frau.

„Mehr freilich,“ nahm Frau Richter wieder das Wort, „werden wir nicht tun können. Denn der Rest unseres Vermögens liegt fest in westlichen Vorortgrundstücken. Die lassen sich leider vorläufig ohne großen Schaden nicht veräußern wegen der neuen Bauordnung. Aber in zehn oder zwanzig Jahren —“ (Schluß folgt.)

## Das Zukunfts-Warenhaus.

Ein Traum.

(Nachdruck verboten.)

Am Schreibtisch — abends — schlief ich ein,

Ganz leise trat der Traumgott ein Und führte mich aus meiner Klausur Nach einem Zukunfts-Warenhause. Da gab's Pianolas für Puppen, Extrakte zu „Verjüngungssuppen“, für Sonntagsjäger krumme Flinten, für Oberförster „Buch der Flinten“, für Schneider Schuh mit Bleinlage, „Salongas“ für die Mottenplage, Gedanken in Gelee für Dichter, für Trottel einen Weisheitstrichter, für Droschfengäule Lebensweder, Fallschirme für die Schieferdecker, heizbare Filzschuhe für die Greise, Glasschränke „nur für Ehrenpreise“, für Babys Kipputmotore, für Skater Moglematadore, Lebend'ge Möpse für die Tanten, Auch „Zitteröl“ für Duellanten, für Schnupper Riesendauerdosen, für Hasentreiber Schutzblechhosen, für Karpfenesser Grätmashinen, für Semmankinder Kuchenminen, für Schornsteinfeger Sonntagspuder, für Mutter Wegeräumungsruder, Geheimfachstiefel für Kassierer, Und Fußtrittplaster für Hausierer, für Aeryte Herz, und Magenzucker, für Dramensreiber „Lorbeerzucker“, für Spiritisten Geisterpillen, für Hochtouristen Berggrutschbrillen — Das alles bot sich meinen Blicken, Und grenzenlos war mein Entzücken, Als ich von diesen Wunderdingen Mir konnte einige erringen. Zulezt noch, an der Ausgangsstampe, Bekam ich eine „Radiumlampe“ Als Gratisgabe mit nach Hause, Die leuchtete in meiner Klausur Wie Licht von tausend Himmelssonnen . . . Doch ach — bald war der Traum zerronnen, Des Radiums wundersam Gefunkel Erlösch — es wurde kohlschwarzdunkel. Rasch wach! ich auf und sah befangen, Daß — meine Lampe ausgegangen.

Franz Balfe.

# Die Schwiegermutter in Smunden.

Humoreske von Ida Barber.

(stadtsend verboten.)

In ihrer Laube dicht an der Caplanade in Smunden saß Frau Marie Halm. Sinnend schaute sie hinüber nach des Traunsteins vom Rot der untergehenden Sonne vergoldeten Höhen. Welch schönem Tage ging sie entgegen! Die geliebte Mutter, die sie seit zwei Jahren nicht gesehen, sollte in einer halben Stunde in Smunden eintreffen. Noch in dieser Woche wurde ein junger Weltbürger erwartet; bei so freudigem Ereignis mußte selbstverständlich die gute Mutter zugegen sein. Sie sah auf die Uhr. Der Zeiger

Dahin sauste der Zug, und Erich Halm, bald auf seine roten Rosen, bald auf die davoneilenden Wagen blickend, stand dort am Perron und wußte kaum, was er tun sollte.

„Ah, was, sie wird mit dem nächsten Zug kommen,“ sagte er sich, schrieb eilig einige Zeilen auf ein Papier, sandte dasselbe seiner Gattin, ihr mitteilend, die Mutter sei nicht gekommen, er werde gegen 10 Uhr nochmals an die Bahn gehen, inzwischem einige Geschäfte erledigen. Das Hauptgeschäft war selbstverständlich die Tarotpartie.

In dem Moment, da Frau Halm bewußten Zettel erhielt und lesen wollte, lenkte eine Drojchke, hochbepackt mit Koffern, Kutschknecht und einem Wiener Kinderbett vor ihrer Türe an.

Stunde hinaufgefahren. Es wird ihm doch nichts passiert sein?“

„Nichts ist ihm passiert! Beruhige Dich! Wie ich soeben beim goldenen Schiff vorbeifahr, seh' ich ihn da in sein Spiel vertieft sitzen. Na, ich will nichts gesagt haben, Marie, und will Dich auch jetzt nicht aufregen, aber so a Schwiegerohn, der seine Nichtachtung gleich von der ersten Stund' an —“

„Beste Mutter“, unterbrach die junge Frau hoch erröthend, „verurteile Erich nicht, ehe Du ihn gehört hast. Es ist ganz unmöglich, daß —“

„Soll ich meinen Augen nicht trauen, Tochter? Bin ich etwa blind? Da sah er und warf soeben seine Karte —“

„Unglaublich“, sagte Marie — doch unterbrach



Großherzogin Luise.

Großherzog Friedrich.

Zu den Geburtstags- und Ehejubiläumsfeiern am badischen Hofe. (Text siehe Seite 303.)

wollte gar nicht vorwärts. O, könnte sie doch an Erichs Stelle sein! Er war mit einem großen Bukett hochroter Rosen zum Bahnhof gefahren, die Ankommende zu begrüßen. Da stand nun Erich oben an des Berges Halde, mit recht getheilten Gefühlen der Ankunft des Zuges entgegensehend. Er hatte eine Tarotpartie unterbrechen müssen, um nur ja die Schwiegermutter abzuholen. Der Zug nahte. Erich mußte alle Wagen, alle Aussteigenden — keine Schwiegermutter da. Was tun? Er rief mit Stentorsstimme: „Mama Straubinger! Mama Straubinger!“ fürchtend, die Gute könnte eingeschlagen sein. Keine Antwort.

„Wen suchen Sie denn?“ fragte der Schaffner. „Meine Schwiegermutter! Sie muß in diesem Zuge sein!“

„Tröst'ns! Inna! Werden's noch zeit' anna zu dera Freud kommen“, sagte lachend ein braver Steirer.

So schnell es die Umstände gestatten, eilte sie, ohne eine Zeile gelesen zu haben, die Stiege hinab, die geliebte Mutter zu umarmen.

„Schöner Empfang das,“ sagte diese, nachdem sie oben angelangt. „Hätte wohl erwarten können, wenn Du nicht kannst, daß mein Schwiegerohn oder wenigstens sein Hausknecht an der Bahn ist, um —“

„Aber liebe Mutter, Erich ist ja hinausgefahren! Hast Du ihn denn nicht getroffen?“

„Ka Spur von 'nem Schwiegerohn“, sagte Frau Straubinger beleidigt. „Ich komme an, schau mich rund herum um, seh' meine Brillen auf, frag den Portier, ob er Herrn Erich Halm nicht kenne, erschieß' mich endlich, da niemand da, meine Bagage selbst aus dem Wagen zu schaffnen, den Gepäckchein selbst —“

„Aber teure Mutter“, unterbrach die junge Frau, „das ist ganz unmöglich! Erich ist ja vor einer

man das Gespräch, da soeben die Dienerin den Kaffee austrug.

Die Mama schob ihre Tasse zurück, der Appetit sei ihr bei dem Empfang vergangen, sie könne jetzt nichts genießen.

Marie wollte nach dem „goldenen Schiff“ schicken, um sich zu überzeugen, ob die Mutter recht gesehen, doch diese widersprach entschieden.

„Nein, ich will doch keine böse Schwiegermutter sein und meinem Schwiegerohn ein harmloses Vergnügen stören. Du weißt, Marie, ich habe immer gesagt, mit meinem Schwiegerohn will ich keinen Streit haben.“

In der Aufregung hatte es die junge Frau ganz übersehen, den Zettel, den ihr der Dienemann gegeben, zu lesen. Sie mußte jetzt das schöne Kinderbett, das die Mutter mitgebracht, lobte den selbstgebackenen Kuchen, die mitgebrachten Früchte



und küßte und herzte die Mutter, um ihre gute Laune wieder hervorzubringen, dabei vollständig den Zettel vergehend.

„Armes Kind“, sagte Frau Straubinger zärtlich, „hast mir gewiß manches verschwiegen. Komm' an mein Mutterherz, erzähl' und vertrau' mir. Bist Du denn nur mit ihm zufrieden?“

Marie staunte. „Warum denn nicht, Mutterle? Der Erich ist ja ein Brachtmensch, der —“

„Schöner Brachtmensch“, unterbrach die Mutter; „na, mir scheint, er hat Dich gut gezogen; nicht wahr, was er tut, hat der Herrgott selber getan?“

„Das will ich gerade nicht sagen, Mutterle, so vernarrt bin ich nicht, aber —“

„Na, da haben ma'sch“, unterbrach Frau Straubinger, „kommt schon ein aber. Weißt, Kind, ich hab's lange vermutet. Deine Briefe enthielten zuviel Wortschwall von Glückseligkeit und Seligkeit und solche Narrheiten mehr.“

„Aber liebes Mutterchen“, unterbrach die junge Frau, „wie kommst Du mir denn vor? Du willst meine Briefe anders deuten? Weißt Gott, ich habe so geschrieben, wie's mir's um's Herz war, und Erich ist der beste, liebevollste Mensch, der —“

„So? Liebevoll? Ist das etwa auch liebevoll, wenn man sich in's Wirtshaus setzt, Tarok spielt, anstatt die Mutter seiner Frau von der Bahn abzuholen?“

„Ich kann das unmöglich glauben, Mutter, daß Erich im „Schiff“ sitzt und spielt und Dich nicht erwartet hat; trinken wir in Frieden unsern Kaffee und hernach geh' ich selbst hinüber —“

„Nicht um die Welt erlaube ich das! Du mußt mir heilig versprechen, Marie, weder selbst zu gehen, noch zu schicken, ich will doch mal sehen, wann der Herr Schwiegerjohn nach Hause kommt.“

„Erich ist alle Abend Punkt 8 Uhr zu Haus. Du bist wirklich ungerecht, Mutterchen!“

In steigender Unruhe sah die junge Frau Stunde auf Stunde entleeren; der sehnlichst Erwartete kam nicht. Obgleich sie der Mutter das Versprechen gegeben, nicht nach dem „goldenen Schiff“ zu schicken, ließ sie doch anfragen. Man sagte, daß Herr Palm soeben mit einem Wagen fortgefahren sei. Das klang ihr noch rätselhafter. Es war 9 Uhr, wohin konnte er da noch, ohne sie zu benachrichtigen, gefahren sein? Das war ja ganz gegen seine Gewohnheit! — Sie hat die Mutter, sich zur Ruhe zu begeben, diese blieb aber dabei, sie wolle den den Herrn Erich begrüßen.

„Was war da zu tun? An spitzen Neben seitens der lieben Mama auf den lieben Schwiegerjohn fehlte es nicht. Endlich gegen 10 Uhr fuhr ein Wagen vor. Erich sprang ab, noch immer das Bukett mit den Rosen in der Hand.“

„Ich habe soeben“, sagte er, Marie an der Stiege begrüßend, „an den Vater deponiert. Die Mutter ist auch mit diesem Zuge nicht gekommen; fast fürchte ich, daß ihr unterwegs —“

„Fürchte nichts, lieber Erich“, fiel ihm Frau Straubinger von oben ins Wort, „da bin ich, wohl und munter, und danke Dir herzlich für —“

„Mama, schon hier?“ rief Erich und war so konsterniert, daß die roten Rosen seinen Händen entglitten; „herzlich willkommen, liebe Mama, aber sagen Sie mir, wie ist denn das möglich? Ich war zu dem Nachmittagszuge an der Bahn, jetzt wieder, ich —“

„Nun, da bin ich wahrscheinlich ein unsichtbarer Geist“, sagte Frau Straubinger spitz, „daß ich, ohne daß man mich sieht, nach Gmunden hereingehuscht bin?“

„Fast möchte ich das glauben!“ meinte Erich. „Doch erzählen Sie, liebe Mutter, wie ist es denn nur möglich? Ich habe ja jeden Passagier einzeln gemustert, die Schaffner, den Portier gefragt, ich bin doch weder so kurzichtig, daß ich meine liebe Schwiegermutter nicht erkennen sollte, noch selbst so unbedeutend, daß sie mich nicht hätten sehen sollen!“

„Der spielt aber gut Komödie“, sagte Frau Straubinger pikiert zu ihrer Tochter. „Wahrlich, Erich, Du hättest Schaulpieler werden sollen!“

„Aber erlauben Sie, liebe Mutter, das ist ja eine Beleidigung! Sehen Sie Zweifel in meine Worte?“

Frau Straubinger lachte höhnisch. „Tarokspielen“, sagte sie, ist ja auch amüsanter, als einer

alten Frau an der Bahn behilflich zu sein; reden wir nicht mehr davon.“

„Aber ich bitte“, brauste Erich auf, „reden wir ja davon! ich kann doch unmöglich mich solcher Taktlosigkeit zeihen lassen! Wie werde ich denn —“

„Nehmen wir ein wenig Rücksicht auf Marie“, meinte Frau Straubinger, „diese paar Tage, bis das Kind da ist, werden wir schon zusammen aushalten müssen, hernach verduste ich bald; ich sehe ja, wie freudig man mich begrüßt hat.“

„Herr des Himmels!“ rief Erich, „wie überzeuge ich Sie nur, daß —“

„Gib Dir keine Mühe, geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Mit mir kommst Du ja immer rücksichtslos sein, ich beschwöre Dich aber, Erich, sei es nur nicht gegen Marie! Das arme Kind sieht ja wirklich ganz elend aus! Wer weiß, was sie im Stillen leidet!“

„Aber Marie, Herzenskind!“ rief Erich, die junge Frau mit beiden Armen umfangend, „so rede doch, was geht denn vor? Ich kenne mich ja auch gar nicht mehr aus!“

Frau Marie erzählte, daß die Mutter mit dem Sechs-Uhr-Zuge angekommen und mit Recht ungehalten sei, daß sie nicht erwartet worden sei.

„Mit dem Sechs-Uhr-Zuge?“ fragte Erich aufhorchend; „aber das ist ja garnicht möglich! Der Zug ist ja erst um Sechseinviertel am Bahnhof eingetroffen.“

„Barbon, lieber Schwiegerjohn, Punkt sechs Uhr hielt mein Zug am Seebahnhof.“

„Am Seebahnhof?“ riefen Erich und Marie wie aus einem Munde.

„Ja, nun ist alles klar“, fuhr Marie in heller Freude, das Mißverständnis geklärt zu sehen, fort, „wir schrieben Dir ja, liebe Mutter, daß Du über Altmanng fahren möchtest! Hättest Du das getan, so wärest Du am Staatsbahnhof angelangt, und Erich hätte Dich um sechseinviertel Uhr daselbst in Empfang genommen; so aber bist Du über Lambach gefahren und am Seebahnhof in Gmunden eine Viertelstunde früher eingetroffen! Ja, Herzensmutter, das war ganz gegen unsere Verabredung! Nun, tu mir nur den Gefallen, und reich' Erich, der unschuldig an allem, wie ein neugeborenes Kind, die Hand!“

„Also zwei Bahnhöfe habt Ihr?“ rief ganz vermundert Frau Straubinger. „Ja, wer soll denn das in Wien wissen? Na, Herr Schwiegerjohn“, fuhr sie verlegen fort, „nichts für ungut! Ich bin vielleicht a bisserl herb gewesen, aber, wenn Du 'mal als Schwiegermutter ankommst und Dein Schwiegerjohn begrüßt Dich nicht 'mal, gelt Erich, Du würdest auch nicht lammsfromm bleiben?“

„Wenn Sie nur jetzt befriedigt sind und einsehen, daß ich unschuldig bin“, sagte Erich, sein Frauchen umarmend, „will ich gern alle unfreundlichen Worte vergessen, mit denen Sie mich beehrt.“

„Unfreundlich?“ fragte Frau Straubinger. „Ja, so! Na, man ist doch nicht unsonst Schwiegermutter!“ Nachdem sich jetzt auch der Zettel gefunden, der Erichs Ausbleiben erklärte, und die Mama die roten Rosen und den obligaten Handkuß huldreichst in Empfang genommen, war wieder Frieden am häuslichen Himmel.

„Deinen Einzug segne Gott“, sagte Frau Marie, die Mutter umarmend. „Deinen Auszug gleichermaßen“, dachte sich Erich.

### Mein Logierbesuch.

Von B. Wicenthal.

(Nachdruck verboten.)

Wir lernten uns kennen, wie man sich so kennen lernt, wir schlossen Freundschaft, wie man an einem Kurorte für „ewig“ Freundschaft schließt. Wir hatten weder gemeinsame Ansichten, noch gemeinschaftliche Interessen; da aber sämtliche Jussassen des Damen-Pensions, in welchem ich wohnte, außer uns beiden „Bourgeoisenschen“ waren und uns mit erhabener Herablassung behandelten, so waren wir laut de mieuux aufeinander angewiesen. Meine Freundin Jadwiga Heller näherte sich bedencklich den Vierzigern,

war Junggefeslin und trug mit Vorliebe große Matrosenhüte, die ihr vor 20 Jahren gewiß entzückend gestanden hätten. Trotz der Eintönigkeit des Badelbens verging die Zeit rascher wie ich gedacht hatte.

Nachdem ich meine vierwöchige Kur beendet, brachte Jadwiga mich trauernd bis zum Bahnhof, plaudernd von den glücklichen Stunden (von denen ich nichts wußte), die wir gemeinsam in „E.“ verlebten hatten.

Ein Abschiedsbukett im Preise von 60 Pfennigen (vielleicht hatte sie es für 50 erschämungen) sollte mir ein fernerer Beweis ihrer treuen Freundschaft sein. Geduldig auf die Sekundärbahn wartend, pries Jadwiga mir die Reize meiner Heimatstadt Berlin, die sie allerdings nur vom Hörensagen kannte. Als sie aber allzu deutlich den Wunsch durchblicken ließ, sich persönlich von diesen Reizen zu überzeugen, konnte ich der Höflichkeit halber nicht umhin, sie zu bitten, mich bei einer eventuellen Durchreise aufzusuchen. Bedauernd erwiderte sie, daß sie doch als „junges Mädchen“ nicht in einem Hotel wohnen könne. „Aber natürlich wohnen Sie dann bei mir,“ entgegnete ich unwürdigerweise.

Wie hatte ich Jadwiga für gewöhnlich etwas verbittertes Gesicht so aufleuchten sehen, wie bei diesen Worten. Gott sei Dank fehlte die Zeit, näheres über den Besuch zu besprechen, denn schon nahte gemächlich der Zug. Ein nochmaliges Händedrüken. Am Coupéfenster stehend, hörte ich ihr freudiges „auf Wiedersehen in Berlin“.

Ein paar Monate waren seit meiner Abreise aus „E.“ vergangen. Der Sommeraufenthalt mit seinen unangenehmen Erinnerungen des unsaubernden Gebirgsortes und des noch unsaubernden Damen-Pensions waren gänzlich durch den Eindruck meines freundlichen Heims verwischt. Da wurde ich eines Morgens plötzlich durch den Postknecht „Genschtowowa“ auf einem Briefe wieder an meine Badebekanntschafft erinnert. Ahnungslos öffnete ich das Kuvert und las: „Liebe Frau Meyer! Ihrer freundlichen Einladung gedenkend, erlaube ich mir, mich bei meiner Durchreise durch Berlin als Logierbesuch für einige Tage bei Ihnen anzumelden. Sollte es Ihnen nicht passen, bitte um umgehende Nachricht, sonst treffe ich Mittwoch, den 10. Oktober, morgens 11 Uhr, Bahnhof Friedrichstraße bei Ihnen ein. In alter Freundschaft Ihre Jadwiga Heller.“

Mit einem erschrockenen Blick nach dem Wandkalender ließ ich den Brief fallen, denn der 10. Oktober war ja heute und die Uhr belehrte mich, daß nur eine Stunde bis 11 fehlte.

Kaffelnd ließ ich die Stubenglocke ertönen, erschreckt trat meine Anna, nach meinen Wünschen fragen, ein. „Zum Tischler, Wagen holen, Bett aufschlagen lassen, Waschtisch braucht sie nicht, halbes Pfund Fleisch mehr,“ so scholl es unklar dem aufstehenden Mädchen entgegen. Ihr verständnisloses Gesicht gewahrend, erklärte ich mich etwas deutlicher und breitete sie auf unseren Logierbesuch schonend vor.

Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, nahm ich den Brief nochmals zur Hand, da ich mir doch nicht denken konnte, daß meine „Freundin“ so rücksichtslos war, sich erst am selben Tage anzumelden und richtig gewahrte ich, daß der Brief schon vor drei Tagen geschrieben und dadurch, daß die Nummer der Straße auf dem Kuvert fehlte, bei sämtlichen Frau Meyers der Kurfürstendstraße herumgewandert war.

Rasch wechselte ich meine Morgentoilette mit einem Straßentkleid und ließ mich mit einer Droschke zum Bahnhof Friedrichstraße fahren, doch trotz der Eile war die kurze Zeit rasch verfliegen, und der Breslauer Zug war schon durchgefahren. Heimwärts ging's in Trab.

Aber keine Jadwiga Heller fand ich zu Hause vor. Schon wiegte ich mich in der Hoffnung, meine Freundin hätte ihren Reiseplan aufgegeben, da näherte sich eine hochbeladene Gepäckdroschke meiner Wohnung, und aus dem Fenster schaute mir ein so wohlbelannter Matrosenhut entgegen.

Für ein paar Tage Aufenthalt schien mir der übergroße Koffer etwas unnötig, und schauernd ge-





